MAX-JOSEF SCHUSTER

Scham
Ein Kaleidoskop der Gefühle

Geheimnis der Weihnacht

Darüber wurde nicht groß geredet. Aber alle wussten Bescheid: Sparen war angesagt. Trotzdem machte der Vater dann und wann im Herbst, als man schon wieder einen Mantel tragen musste, einen Spaziergang – gegen seine sonstige Gewohnheit ganz allein. Immer ging er in dieselbe Richtung. Und immer, wenn er zurückkam, zog er gegen seine sonstige Gewohnheit den Mantel nicht gleich in der Diele aus, sondern ging schweigsam und schnell in sein Arbeitszimmer. Kurz darauf kam er zufrieden wieder heraus. Niemand sagte etwas. Niemand fragte etwas. Aber alle wussten Bescheid: Er hatte Zubehör für die Modelleisenbahn gekauft. Erst an Weihnachten, als die Anlage aufgebaut war, wurde wie durch ein Wunder das schamhaft verschwiegene Geheimnis offenbar.

Am Ende, nachdem er seine Aufgabe erfüllt hat, löst sich sein steinernes Gesicht: Der Mann beginnt zu lächeln. Er sitzt im Auto, fährt hinaus aus der Stadt. Schwarz hebt sich die Skyline gegen den tiefroten Abendhimmel ab.

Das Sakrament des Ausdrucks

35 Jahre nach ihrem Abitur erinnert sich die Autorin Amelie Fried an zwei Geschichten, die auf den ersten Blick scheinbar nichts miteinander zu tun haben: An die Geschichte ihrer glücklichen Siebziger-Jahre-Jugend an der Odenwaldschule – und an eine lange verschwiegene »andere Geschichte«, der sie in einem Zeitungsbeitrag zum ersten Mal öffentlich Ausdruck gibt. Dazu gehören Erinnerungen an »Strip-Poker-Runden«, zu denen damals ein Lehrer Schülerinnen in seiner Wohnung nötigte: Wie dieser Lehrer »mich höhnisch als ›verklemmte schwäbische Spießerin‹ bezeichnete, als ich sagte, dazu hätte ich keine Lust. Wie ich mich diesem Druck schließlich beugte, mich furchtbar schämte und die Erinnerung daran für Jahrzehnte verdrängte. Bestimmt haben mich diese Vorfälle nicht nachhaltig traumatisiert, aber wenn ich heute daran denke, spüre ich wieder die Scham und das Gefühl, in meiner persönlichen Würde verletzt worden zu sein.« Amelie Fried schreibt, sie könne ahnen, »was wirkliche Missbrauchsopfer empfinden müssen. Es ist eine unendliche Demütigung, Opfer zu sein, es ist verbunden mit Scham- und Schuldgefühlen, die sich vermutlich niemand vorstellen kann, der es nicht am eigenen Leib erlebt hat. Es können Jahr-

zehnte vergehen, bis die Betroffenen den Gedanken an ein solches Trauma überhaupt zulassen und sich jemandem anvertrauen können.«[1]

Rückblende: Am Anfang steht ein dummer Witz. Dieser Witz des Vaters, immer und immer wieder erzählt, steht für eine bestimmte Familienkultur. Sie hat den Mann geprägt, der eines Tages einfach verschwand und den man längst für tot hielt. Doch jetzt, nach Jahren stummer Einsamkeit, kehrt er langsam, Schritt für Schritt, aus der Wüste zurück ins Land der Lebenden.

Das Kind

»Nicht nur im jungen, auch im alten Menschen gibt es als innere Instanz ein Kind, das mit unerschöpflicher *Frische* in die Lebensbewegung und ins Licht der Erneuerung drängt. Bei Menschen aller Altersstufe begegnen wir der *Anmut und Demut*, wie sie Kindern eigen sind: Anmut, weil sich ihre Beweglichkeit in authentischen Gebärden ausdrückt, Demut, weil sie von der Einsicht durchdrungen sind, sogar im eigenen Tun das Leben zu empfangen. ... Im Brennen der Scham offenbart sich dem Erwachsenen das verstoßene und seither verborgene Kind.«[2]

Vom Witz seines Vaters erzählt der Mann erst später. Der Vater hatte eine fast krankhafte Vorstellung seiner Frau im Kopf: »Er sah sie an, aber er hat sie nicht gesehen. Er sah eine andere.« Deshalb hat er den Witz über seine Frau immer wieder erzählt, bis es keiner mehr war: Der Vater begann, seinen Witz selbst zu glauben. »Und meine Mutter ... Mein Gott, was hat sich meine Mutter geschämt!«

Grenzposten

Der ehemalige polnische Außenminister Wladyslaw Bartoszewski hat einmal sinngemäß über die polnische Westgrenze gesagt: »Nur eine Grenze, die anerkannt ist, kann sich öffnen.« Ähnlich sorgt im persönlichen Leben die Scham als »Grenzposten« dafür, dass wir unsere körperlichen und seelischen Grenzen wahren können. Wenn sie missachtet werden, gilt es, die Grenzen zu schließen und zu verteidigen, um sich selbst zu behaupten.

Nachts, in einem menschenleeren Waschsalon, erzählt der Mann seine Familiengeschichte. Völlig betrunken erzählt er sie seinem siebenjährigen Sohn. Der ist bei seinem Onkel und dessen Frau aufgewachsen, nachdem sein Vater seine Ehe ruiniert und die Familie verlassen hatte. Jetzt aber ist er aus der Wüste, aus Sprachlosigkeit und Scham, herausgekommen.

Der Notausgang

Bis heute sieht er den Blick. Er war ein jähzorniges Kind. »So etwas« gehörte sich nicht für einen »braven, tüchtigen Buben«. Der Blick der Mutter ging durch und durch, bis auf den Grund. Kühl und wortlos: »Schäm dich!« Er wollte im Boden

1 Amelie Fried, Die rettende Hölle, in: FAZ 13.03.10, 3.

2 Peter Schellenbaum, Die Spur des verborgen Kindes. Heilung aus de Ursprung, München 1996, 89f.

versinken. Doch das gelang nicht. So lernte er, zu verstummen. – Einige Zeit später sagte er, wenn er den Zorn kommen spürte, zu seinen Eltern: »Ich geh jetzt zu den Nachbarn. Da bin ich ein bisschen zornig.«

Der Mann erlebt: Es ist schwer, ein guter Vater zu sein. Als er seinem Sohn vorschlägt, ihn von der Schule abzuholen, schämt sich der, weil der Vater kein Auto hat: »Niemand geht zu Fuß! Alle fahren! – Ich will nicht zu Fuß gehen! Was sollen meine Freunde denken? Alle werden mich sehen!« Als der Vater trotzdem vor der Schule wartet, fragt der Sohn kurz entschlossen seinen Freund: »Kann ich mit euch fahren?« – »Klar!« Der Sohn steigt ein, der Vater bleibt zurück.

Plasma-TV-TruMotion-Flachbildschirm

Viele Hartz-IV-Empfänger tun alles, um nach außen mitzuhalten und ihr Gesicht nicht zu verlieren. Allerdings: hinter dem Zwang zum Konsum verbirgt sich oft großer Zorn. »Je mehr man sich seiner Abhängigkeit schämt, desto näher liegt einem dieser Zorn der Hilflosigkeit.«[3] Doch die Verknüpfung von Abhängigkeit und Scham ist kulturbedingt. In Japan beispielsweise unterwerfen sich auch Politiker und Geschäftsleute anderen Menschen und erwarten, dass man sich um sie kümmert. In einer ihm fremden Stadt signalisiert der mächtige Manager mit schwachem, unterwürfigem Lächeln und leicht erhobenen Händen, die eine bittende Geste andeuten: »Ich brauche Hilfe, weil ich den Weg nicht weiß!« So entsteht Kontakt zu völlig fremden Menschen. Öffentliche Abhängigkeit ist in Japan nicht mit einem Gesichtsverlust verbunden; »schämen muss sich vielmehr, wer nicht angemessen darauf reagiert, also der Gleichgültige.«[4]

Der Mann findet seine frühere Frau in einer Peep-Show-Kabine. Dort sitzt sie hinter einer verspiegelten Scheibe, in der sie nur sich selbst sieht. Ihre Kunden kann sie nur hören. Der Mann könnte die Frau sehen, doch wagt es nicht, sie anzuschauen. Mit geschlossenen Augen hört er ihre Stimme: »Es ist völlig in Ordnung, wenn du nichts sagen willst. Das geht mir auch manchmal so. Dann bin ich am liebsten ganz stumm.« Endlich schaut er auf. Arglos fragt sie: »Sag, schau ich dir jetzt in die Augen?« Er lächelt stumm, Tränen in den Augen …

Blinder Fleck

Scham-Kulturen werden durch Schande und Ehre organisiert; entscheidend für das Verhalten sind die Blicke der anderen. Wer von dieser externen Norm abweicht, verliert seine Ehre, fällt in Schande und wird ausgeschlossen. In Schuld-Kulturen dagegen prägt die Autorität des eigenen Gewissens das Verhalten. Wer von dieser internen Norm abweicht, wird bestraft; Ent-Schuldung durch Versöhnung ist möglich. Oberflächlich betrachtet scheinen muslimische Gesellschaften (wie alle östlichen Kulturen) Scham-Kulturen zu sein, während »der Westen« zu den Schuld-Kulturen gehört[5]. Doch selbst in den USA und Israel gibt es

3 Richard Sennett, Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998, 196.

4 Richard Sennett, Respekt im Zeitalter der Ungleichheit, Berlin 2002, 143.

5 Vgl. Ruth Benedict, Chrysantheme und Schwert. Formen der japanischen Kultur (erschienen 1946).

ausgeprägte Scham-Kulturen:[6] Beide Länder haben Einwanderer auf der Flucht vor traumatischen Erfahrungen (Unterdrückung, Verfolgung, Vernichtung) aufgenommen. Dazu kommen traumatische Kriegserlebnisse der vielen Veteranen. All das verursacht starke Schamgefühle, die von Generation zu Generation weitergegeben werden.

Als die Frau ratlos ihrem stummen Kunden anbietet, sie könne ja zumindest mal ihren Pullover auszuziehen, reagiert der unerwartet heftig: »Nein, nein, nein. Nicht doch! Bitte! Bitte behalten Sie ihn an!« Überrascht hält sie inne: »Ich weiß einfach nicht genau, was Sie von mir wollen.« Schließlich sagt er, er wolle mit ihr reden. Doch dann beschuldigt er sie nur, sie würde mit ihren Kunden für Geld nach Hause gehen. Das lässt sie sich nicht gefallen. Sie will gehen. Da fleht er sie an: »Bitte! Bitte gehen Sie nicht! Verzeihen Sie mir!« Sie bleibt. Aber nun verlässt er weinend und wortlos die Kabine. Sie redet weiter, ins Leere …

Selbstbedienung

Wer *sich* schämt, tut (mit) sich selbst etwas: Ähnlich wie jemand *sich* freut, besinnt, verletzt, schützt oder ärgert. Dazu braucht man keinen anderen Menschen. »Stellen Sie sich Scham als eine Flüssigkeit vor, sagen wir als ein süßes, schäumendes Getränk, das aus Automaten gezogen wird. Sie drücken den richtigen Knopf, und ein Becher plumpst unter einen pissenden Strahl der Flüssigkeit.«[7] Anfangs erfordert das eine gewisse Übung. Doch irgendwann funktioniert alles ganz automatisch, wie im Schlaf. Fraglich ist nur, ob das süße Getränk hilft oder schadet.

Der Mann trifft die Frau zum zweiten Mal in einer Kabine der Peep-Show: »Kann ich Ihnen was erzählen?« – »Klar. Was immer Sie wollen.« – »Es ist eine lange Geschichte.« – »Ich hab jede Menge Zeit.« Er erzählt die Geschichte ihrer Liebe, als ob er von einem anderen, namenlosen Paar reden würde. Doch bevor er beginnt, nimmt er seinen Stuhl und setzt sich mit dem Rücken zum Fenster, hinter dem sie sitzt.

Die Ofenbank

Es wird erzählt, dass in alten Stuben die Ofenbank eine besondere Bedeutung hatte. Der Ofen stand meist in einer Ecke des Raumes; darum herum lief im rechten Winkel die Ofenbank. Wenn jemand auf der einen und jemand auf der anderen Seite saß, konnten die beiden sich nicht gegendseitig ins Gesicht schauen. Diese Sitzordnung war hilfreich, wenn es schwierige Dinge zu besprechen galt. Niemand musste dem anderen in die Augen schauen. Niemand sah, wie der oder die andere um Worte rang. Rot wurde. Erstarrte. Oder weinte.

6 Vgl. Stephan Marks, Scham, Ehre und der ›Kampf der Kulturen‹. Tabuisierte Emotionen und ihre Bedeutung für die konstruktive Bearbeitung von Konflikten, Arbeitspapiere Nr. 2 der Akademie für Konfliktransformation, Bonn 2008 (www.forumzfd-akademie.de).

7 Das Zitat stammt aus Salman Rushdies Roman »Scham und Schande«.

Der Mann erzählt ihre gemeinsame Geschichte. Plötzlich spürt die Frau, dass ihr früherer Mann zu ihr spricht. Doch sie lässt sich nichts anmerken. Er erzählt weiter, wie ihr Glück verschwand und es immer schlimmer wurde zwischen ihnen: Vorwürfe und Eifersucht, Alkohol, Wut und Gewalt … Stumm beginnt sie zu weinen. Am Ende erzählt er von seiner Flucht: »So rannte er fünf Tage lang, bis jeder Rest Leben aus ihm entwichen war.«

Scham los werden

Nachdem man eine Viertelstunde lang auf Herrn P. gewartet hat, sagt der Abteilungsleiter ärgerlich: »Jetzt fangen wir den Workshop einfach ohne ihn an – das kennen wir ja!« Später kommt Herr P. doch noch. Gleich in der ersten Pause nimmt Herr N. die externe Trainerin zur Seite: »Nur damit Sie es wissen: Der Kollege P. hat ein Alkoholproblem. Das wissen hier alle. Aber bitte sagen Sie um Himmels willen nichts!« Abhängige Menschen sind von Schamgefühlen durchdrungen. Sie wollen andere in ihr Spiel hineinziehen, um sie kontrollieren, unterdrücken und beherrschen zu können. Wer aber lernt, Schamgefühle mutig abzuweisen, hilft damit abhängigen Mitmenschen – und sich selbst.[8]

Als der Mann zu Ende erzählt hat, wischt sich die Frau Tränen und Rotz aus dem Gesicht, kniet sich vor das verspiegelte Fenster und sagt: »Travis?« Er hört seinen Namen, dreht sich zu ihr und beugt sich zur Scheibe vor. Sie löscht in ihrer Kabine das Licht; jetzt kann er sie nicht mehr sehen. Er dreht seine Lampe so, dass sie ihm direkt ins Gesicht scheint. Er fragt: »Kannst du mich jetzt sehen?« – »Ja.« – »Erkennst du mich wieder?« – »Oh, Travis.«

Unerkannt

Ein Tisch mit groß geblümter Tischdecke im Vordergrund. Im Hintergrund Herd, Schränkchen, Spüle und Badewanne; alles alt und ärmlich, aber sauber. Auf dem Schränkchen verschiedene Gläser und Fläschchen: Medikamente? Ein Fußboden aus altertümlichen Fliesen. Leitungen sichtbar über Putz. Zwei Menschen sitzen sich am Tisch gegenüber: Links ein junger, bärtiger und gelockter Mann, leger in Hemd und Hose; rechts eine alte, vom Leben gezeichnete, aber trotzdem vornehm wirkende Frau in dunklem Kleid mit streng frisiertem Haar. Beide schauen sich nicht an. Mitten auf dem Tisch eine kleine Vase mit Blumen: echt oder aus Plastik? Der Mann und die Frau haben gefüllte Teller vor sich und essen. Der Herd wirkt unbenutzt. Auf dem Tisch eine geöffnete Konservendose mit einem Löffel darin. Der Mann führt gerade einen Bissen zum Mund. Er senkt seinen Blick auf die Gabel. Die Frau scheint inne zu halten und schaut mit gesenkten Augen leicht lächelnd zur Seite. An der Wand über der Spüle hängt ein großformatiges Bild im Nazarenerstil: Es zeigt Jesus als guten Hirten, der sich einem Schaf zuwendet, derweil im Hintergrund die Herde weidet. Um den Kopf des Mannes am Tisch kaum sichtbar ein Lichtschein. – Die Szene ist hand-

8 Vgl. Melody Beattie, Kraft zum Loslassen. Tägliche Meditationen für die innere Heilung, München 1991, 170 und 42.

schriftlich unterschrieben: »Christus isst Hundefutter mit einer alten ukrainischen Dame in Brooklyn«[9].

Hinter der Scheibe der Peep-Show-Kabine ist es immer noch dunkel. Travis fragt: »Warum hast du unseren Sohn nicht bei dir behalten, Jane?« Da setzt sie sich mit dem Rücken zum Fenster, hinter dem sie Travis sehen könnte, und erzählt ihm, wie es ihr nach der Trennung erging …

Die Schwebe

»Wenn das Kind aus seinem dunklen Versteck, das es zu seinem eigenen Schutz aufgesucht hat, blinzelnd ans Tageslicht: in die Begegnung mit dem Menschen, dessen Lebensquelle es endlich wieder sein möchte, tritt, hat es noch keinen Halt, denn Halt entsteht nur durch die Verwurzelung in einer Geschichte. Zwischen Nacht und Morgen ist es wie in der Schwebe, ohne Erfahrungen mit Licht und Tag.«[10]

Am Anfang, als Travis aus der Wüste kommt, ist er halbtot, ohne Erinnerung, fast verdurstet und stumm. Seine Wiedergeburt dauert Tage. Sein Bruder holt ihn im Süden von Texas ab. Auf der langen Autofahrt fragt ihn Travis unvermittelt: »Können wir nach Paris fahren?« Der Bruder ist irritiert. Doch Travis meint nicht die französische Hauptstadt. Später erinnert sich Travis wieder: Sein Vater hatte früher allen erzählt, er habe seine Frau in Paris kennen gelernt, der Stadt der Varietés und der »leichten Mädchen«. Das war aber nur ein schlechter Witz. Denn Travis' Mutter stammt aus dem amerikanischen Provinz-Städtchen Paris, Texas: »Mama hat mir mal erzählt, dass Vater und sie sich dort zum ersten Mal – geliebt haben.«[11]

Peinlich

Zwei Brüder gehen am Meer entlang. In einer felsigen Bucht bekommen sie Lust zu baden. Weil sie keine Badehosen dabei haben, gehen sie nackt ins Wasser. Als sie gerade zu ihren Kleidern am Strand zurückgehen, kommt zufällig die junge Nachbarin des Weges. Einer der Brüder bedeckt instinktiv sein Geschlecht mit den Händen, während der andere die Hände vors Gesicht schlägt. Nachdem die junge Frau auf dem Absatz kehrt gemacht hat, meint der zweite Bruder erleichtert: »Wenigstens mich hat sie nicht erkannt!«

MAX-JOSEF SCHUSTER, *geboren 1955. Pastoralreferent. Theologischer Referent am Institut für Theologische und Pastorale Fortbildung Freising und Gemeindeberater in der Erzdiözese Bamberg.*

9 Duane Michals (* 1932), „Christ eats dog food with an old Ukrainian lady in Brooklyn", Foto 4 aus der Serie "Christ in New York" (1981), Gelatin silver print; in: Nissan N. Perez (Hrsg.), Revelation. Representations of Christ in Photography, London – Jerusalem 2003, 163. Die Serie endet mit dem Bild eines Erschossenen in einem Hinterhof: „Christus wird von einem Straßenräuber mit einer Pistole niedergeschossen und stirbt. Die zweite Ankunft ist geschehen und niemand hat sie bemerkt."

10 Peter Schellenbaum, Die Spur des verborgene Kindes. Heilung aus dem Ursprung, München 1998, 94.

11 Wim Wenders/Sam Shepard, Paris, Texas (Edited by Chris Sievernich), Berlin – Nördlingen 1984. Die Nacherzählung der Filmszenen orientiert sich am Script: 7–97. Vgl. Peter Buchka, Augen kann man nicht kaufen. Wim Wenders und seine Filme, Frankfurt a. M. 1985, bes. 179–192.